

Anrede,

„Frauen in der Wissenschaft“ - ist dies heute noch ein wichtiges Thema oder hinkt die Hochschulrektorenkonferenz den Entwicklungen um Jahre hinterher? Gehören denn Professorinnen, Rektorinnen, Präsidentinnen von Hochschulen heute nicht zur Normalität? Sitzen Frauen nicht in allen gesellschaftlichen Bereichen in entscheidenden Positionen, sind sie nicht für Wissenschaft zuständige Bundes- und Landesministerinnen, prägen sie nicht das Bild in Medien und im Journalismus, gibt es nicht auch Nobelpreisträgerinnen in Deutschland? Ja, ein Stück weit können wir die Fragen mit ja beantworten. Und dennoch ist dieses Thema heute so aktuell und wichtig wie vor 10 oder 15 Jahren.

Bevor ich erläutere, warum, will ich Sie alle herzlich begrüßen. Da es mir nicht gelingen wird bei allen Damen und Herren, die eine namentliche, persönliche Begrüßung verdient hätten, auch so zu handeln, begrüße ich zunächst alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer, Mitglieder und Gäste der HRK insgesamt auf das Herzlichste. Besonders hervorheben möchte ich jedoch diejenigen, die heute und morgen eine aktive Rolle haben und damit zum Gelingen unserer Jahresversammlung wesentlich beitragen werden. Ich danke ihnen herzlich dafür, dass sie sich Zeit genommen haben nach Dresden zu kommen und über Frauen in der Wissenschaft mit den Rektorinnen und Rektoren, Präsidentinnen und Präsidenten der Hochschulen und einer Vielzahl interessierter Gäste aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, aus dem In- und Ausland zu diskutieren. Ich begrüße also dankbar Frau Bundesministerin Edelgard Bulmahn und Frau Staatsministerin Professor Dagmar Schipanski, die die Kultusministerkonferenz vertritt. Beide geben der Jahresversammlung der HRK zum wiederholten Male die Ehre. Ich begrüße Herrn Ministerpräsidenten Professor Milbradt, dem ich auch für die Ausrichtung des Empfanges am heutigen Abend auf Schloss Albrechtsberg herzlich danke. Und ich begrüße Herrn Oberbürgermeister Roßberg und Herrn Kollegen Mehlhorn, unseren Gastgeber für die beiden Tage. Für ihre Beiträge danke ich schon jetzt Herrn Botschafter Tham, Frau Buchmann, Frau Hagengruber und Frau Lenz für heute, und für morgen Frau Greco, Frau Henne-Bruns, Frau Maurer, Frau Neusel, Frau Nüsslein-Volhard, Frau Rübbsamen-Waigmann und Frau Schmutzler, Herrn Kollegen Ackermann und den beiden Moderatorinnen, den Kolleginnen Ehmke und Wintermantel. Ich freue mich über die zahlreichen diplomatischen Vertreter und internationalen Gäste aus Ägypten, China, Dänemark, England, Griechenland, Kroatien, Kuba, Österreich, der Slowakei, Schweden, der Schweiz und Vietnam, die ich herzlich willkommen heiße. Herrn EU-Kommissar Busquin, der selbst nicht teilnehmen kann, danke ich für sein Grußwort. Ich hoffe mit ihm, dass diese Veranstaltung zu einem Meilenstein für ganz Europa in Bezug auf die Chancengleichheit von Frauen und Männern in der Wissenschaft werden wird. Last not least freue ich mich, unter den Anwe-

senden zwei meiner Vorgänger – George Turner und Hans-Uwe Erichsen – sowie meinen Nachfolger Peter Gaehtgens zu begrüßen.

Zum traditionellen Nachtkonzert der Preisträger im Felix-Mendelssohn-Bartholdy-Wettbewerb, das Herr Kollege Dinslage freundlicherweise moderieren wird, lade ich Sie herzlich ein.

„Ja. Das Studium der Weiber ist schwer!“, so lautete das Motto einer Ausstellung im Jahre 1995 an der Universität zu Köln über Studentinnen und Dozentinnen bis 1933. Anfang des letzten Jahrhunderts war das Studium von Frauen bekanntlich noch keine Selbstverständlichkeit. Die deutsche Universitätsgeschichte kennt viele herabsetzende Äußerungen wie die des Münchner Professors für Anatomie, Theodor von Bischoff, über den „minderhohen Entwicklungsstand“ der Frauen, „deren Gehirn in allem den Kindern näher als dem Manne sei“, oder die Ablehnung des Habilitationsantrages von Emmy Noether, der Mutter der modernen Algebra, im Jahre 1915 durch die Mitglieder der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Göttingen mit der Begründung, dass die „fortschreitende Verweiblichung“ zweifelsohne dazu führen würde, dass „die wissenschaftliche Höhe der deutschen Universitäten sinken würde“. Denn darin waren sich diese Herren einig, „ein weiblicher Kopf“ werde „nur ganz ausnahmsweise schöpferische Leistungen hervorbringen“. Vergessen wir auch nicht die „ungeheure Heiterkeit“, die 1891 im Deutschen Reichstag bei der Forderung nach Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium aufkam. Dass es seitdem große Fortschritte gab, ist nicht zu leugnen. Vom Himmel gefallen sind sie aber nicht.

Betrachtet man den Anteil von Frauen in Professuren an deutschen Hochschulen insgesamt und in den mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen im Besonderen, so könnte man zu der - natürlich irrigen - Feststellung gelangen, dass jene Einschätzung auch heute noch Nachwuchsförderung und Rekrutierung für Professuren beeinflusse. Zwar ist der Anteil von Frauen insgesamt auf über 10 Prozent angestiegen – ein Fortschritt im Vergleich zur Situation vor 10 oder 15 Jahren – doch dies kann uns nicht beruhigen. Von der Vielzahl der Sonderprogramme zur Frauenförderung, von Anreizen zur Frauenförderung in den Hochschulen, vor allem auch von der Emeritierungswelle hatten wir uns eigentlich etwas mehr versprochen.

An den Schulen haben Mädchen und junge Frauen mit den männlichen Altersgenossen längst gleichgezogen, sie zum Teil überholt. Mehr junge Frauen als Männer erwerben die Hochschulzugangsberechtigung, mehr junge Frauen nehmen ein Studium auf.

Doch dann beginnen sich die Gewichte bereits zu verschieben. Mehr Männer als Frauen beenden das Hochschulstudium erfolgreich, mehr Männer als Frauen promovieren, nur knapp 20 Prozent der Habilitierten sind Frauen.

Ausbildung, wissenschaftliche Qualifizierung, Beruf und Kindererziehung in der Familien zu vereinbaren, das ist für viele Frauen nach wie vor das große Problem. Fehlende Betreuungsmöglichkeiten für Kinder, familienunfreundliche Arbeitszeiten, verständnislose Vorgesetzte oder Professoren, oft auch verständnislose Partner mit dominanten eigenen Ambitionen, führen allzu häufig dazu, dass das Studium oder die Qualifikation abgebrochen wird.

Die Folgen dieses Denkens und Handelns liegen auf der Hand: zu wenig Frauen in akademischen Führungspositionen, zu wenig qualifizierter weiblicher Nachwuchs in manchen Disziplinen, zu wenige weibliche Vorbilder für die nachkommende Generation. Doch auch das ist nur die eine Seite. Untersuchungen zeigen, dass die Frauen, die trotz aller Hindernisse Karriere an Hochschulen oder auch in anderen Bereichen machen wollen, mehr und mehr auf Kinder verzichten. Sie wetteifern mit den Männern um die längsten Verbleibzeiten am Arbeitsplatz, nehmen sich keine Zeit für Kinder mehr, weil sie das Karriere-Aus befürchten. 40 Prozent der Akademikerinnen sind heute kinderlos und die Zahl der Akademikerinnen steigt bekanntlich. Kinderlose Familien haben wir angesichts des Aussterbepfads der Deutschen genügend – bei nur noch knapp 1,2 Kindern pro Elternpaar ist der Begriff berechtigt.

Doch es wäre zu kurz gesprungen, die unzureichende Beteiligung von Frauen in und an der Wissenschaft alleine den Anforderungen der Mutterrolle zuzuschreiben. Die Hindernisse, denen sich Wissenschaftlerinnen heute gegenüber sehen, sind zwar nicht mehr mit denen zu vergleichen, die die Frauen an den Hochschulen zu Beginn dieses Jahrhunderts zu überwinden hatten. Doch trotz allen politischen Fördermaßnahmen bleibt für Frauen der Weg zu den oberen Regionen der Pyramide steinig. Die Abwehrmechanismen zeigen eine viel höhere Subtilität als ehemals, aber selbst simple Männer wie ich bemerken sie gelegentlich.

Im Mai 1997 machte eine in „Nature“ veröffentlichte Studie über Nepotismus und Sexismus bei der Begutachtung wissenschaftlicher Anträge von Post-Docs durch sogenannte Peers europaweit Furore. Sie zeigte nämlich, dass bei der Vergabe von Forschungsmitteln hinsichtlich der drei Parameter wissenschaftliche Kompetenz, Forschungsvorschlag und Methodologie Frauen niedriger eingeschätzt wurden als Männer, am schlechtesten in der wissenschaftlichen Kompetenz. Frauen mussten für die gleiche Einstufung 2,6 mal mehr Veröffentlichungen in renommierten Zeitschriften vorweisen als Männer. Es wurde ein Geschlechterbias auf drei Ebenen festgestellt: Frauen stellen weniger Anträge als Männer, sie kommen in der Be-

wertung schlechter weg und sie bekommen niedrigere Stipendien von kürzerer Dauer und schlechtere Stellen.

Nein, kein Kollege würde heute die bewussten Vorurteile von einst gegen eine weibliche Kandidatin ins Feld führen, doch gewisse Restvorbehalte scheinen zumindest in den Gefühlshaushalten noch zu leben. Der eine oder andere grummelnde Kommentar im Kollegenkreis, wenn man sich unter sich glaubte, zum Thema dieser Jahresversammlung ist auch ein Beleg hierfür. Richtig ist, dass die HRK sich zum ersten Mal - und ich hoffe, nicht zum letzten Mal - auf einer großen öffentlichen Veranstaltung mit der Frage beschäftigt.

Gleichstellung von Frauen zu erreichen ist die eine Seite der Medaille, die mit den individuellen Rechten zu tun hat. Die andere betrifft eine Gesellschaft insgesamt, die auf jeden klugen Kopf angewiesen ist. Die Benachteiligung von Frauen, die in großer Zahl an die Hochschulen drängen und diese oft mit besseren Noten verlassen, stellt auch eine Vergeudung von Ressourcen und einen Verzicht auf wichtiges Humanpotential dar. Die Gleichstellung von Frauen und Männern in Wissenschaft und Forschung muss deshalb ein Anliegen aller Hochschulen und Forschungseinrichtungen sein. Viele haben diese Entwicklung erkannt und bemühen sich um die Förderung von Frauen. Die Max-Planck-Gesellschaft war hier in den letzten Jahren erfolgreicher als viele Hochschulen. 20,4 Prozent ihrer Forschungs- und Nachwuchsgruppenleiter sind Frauen. Im Jahre 2000 waren 24 Prozent der neuberufenen Frauen. Der Hamburger Schülerin Lia Henneberger verdanke ich die Ermunterung: „Macht doch mehr Werbung mit den Professorinnen. Vorbilder geben Orientierung!“

Natürlich steht das Kinderbetreuungsproblem beim wissenschaftlichen Nachwuchs oft im Vordergrund. Einige Universitäten, die ja vor allem mit der Qualifikation wissenschaftlichen Nachwuchses befasst sind, haben gute Ansätze entwickelt. Und die DFG hilft mittlerweile auch finanziell innerhalb größerer Projekte. Flexible Betreuungsangebote für sehr kleine Kinder, für die Abendstunden, Ferienfreizeiten mit pädagogischem Konzept, in denen Kindern zum Beispiel Technik und Naturwissenschaften an der Hochschule nahe gebracht werden, Eltern-Service-Büros, Beratungsstellen für Wissenschaftlerinnen und Tagesmüttervermittlungen werden praktiziert. Darüber hinaus werden Studien- und Prüfungsordnungen durchforstet, familienverträgliche Lösungen gesucht, Prüfungsordnungen geändert, damit z.B. die Erkrankung eines Kindes an einem Prüfungstag nicht zum Verlust eines ganzen Semesters führt.

Bei Wochen-, Monats- und Jahresarbeitszeiten werden verschiedene Flexibilisierungsmöglichkeiten erprobt. Meines Erachtens muss auch über die Flexibilisierung der Lebensarbeits-

zeit nachgedacht werden. Warum sollten nur ältere Arbeitnehmer das Privileg haben, über Arbeitszeitkonten früher in den Ruhestand zu gelangen, bezahlte Zeitkredite müssten auch für die Kindererziehungsphase möglich sein. Für Frauen und Männer muss aber auch Flexibilität hinsichtlich des Arbeitsortes geschaffen werden. Die neuen Medien erlauben uns hier eine Vielzahl von neuen Modellen, die nur konsequent genutzt werden müssen. Was in Skandinavien und in den Niederlanden geht, sollte auch bei uns möglich sein. Wie überhaupt uns einige Länder voraus sind, übrigens auch die Türkei.

Wichtig ist aber auch ein veränderter Führungsstil. Vorgesetzte und Professoren sollten stärker sensibilisiert werden für Familienbelange der Studierenden, der Mitarbeiterinnen und Wissenschaftlerinnen, sollten Handlungsmöglichkeiten zur Vereinbarkeit von Beruf und Studium und Familie kennen und in Kooperation mit den Beteiligten kreativer bei der Suche nach Lösungen helfen. Dazu wird manche Mitarbeiter- und Führungskräfte-schulung vonnöten sein.

Das Thema Frauenförderung und Familienorientierung muss in das Zielsystem und in das Selbstverständnis der Hochschulen integriert werden, damit sie Leitlinien für die Entscheidungen der Hochschule sein können.

Die Hochschulrektorenkonferenz hat schon mit ihren Empfehlungen zur Förderung von Frauen an den Hochschulen aus dem Jahre 1990 wichtige Forderungen aufgestellt, die in der Folgezeit von vielen anderen Institutionen aufgegriffen wurden und deren Umsetzung zum Teil durch die Hochschulsonderprogramme in die Wege geleitet wurde. Mit dem Erreichten können wir aber nicht zufrieden sein. Von dieser Veranstaltung, vom Dialog mit vielen schon erfolgreichen und noch nach Erfolg strebenden Wissenschaftlerinnen, die ihren Weg trotz aller Hindernisse gehen, erhoffe ich mir Initiativen und Ideen und Schubkraft für die nächsten Jahre an den Hochschulen.

Eine weitere Idee will ich selbst noch beisteuern: Sollte nicht eine Gruppe anerkannter Wissenschaftlerinnen, finanziell unterstützt von Bund und Ländern, als eine Art Ombudsrat die Berufungsverfahren an Hochschulen und Forschungseinrichtungen beobachten? Transparenz schützt vor Versuchungen...

Noch mehr als sonst schon gilt jedenfalls für unser Thema: in den Fußstapfen der Vorgänger kann niemand überholen.